

# **Augenblicke**

*von Leben und Sterben*

**Augenblicke**  
*von Leben und Sterben*

## Vorwort

Prof. Dr. Hildegard König, Theologin, Lyrikerin, T Z I -Trainerin, Chemnitz

Irrlichternde Übergangszonen zwischen Vergangenheit und Zukunft: Wann wachsen der Seele jene Flügel, die sie über das Hier und Jetzt hinaustragen? Wann keimt die Ahnung, dass der nächste Flügelschlag hinter den Horizont führt?

Die 13 Texte von Marlies Reulecke und die 13 Fotografien von Jens Reulecke erzählen von solchen Übergangszonen, in denen Augenblicke von Leben und Sterben zum Ereignis werden.

Leben, schwer enträtselbar wie alte Schnappschüsse: Wann und wo war das? Welchen Augenblick zeigt diese Momentaufnahme? Welche Umstände blendet die Perspektive aus? Was geben die Bilder preis? – Nur das, was die betrachtenden Augen zu sehen vermögen. Nur das, was Lebenserfahrung, Herzensbildung und – ja – auch Vorurteile darin entdecken wie in einem blind gewordenen Spiegel.

Jens Reuleckes 'Anschauungsmaterial' stammt aus einer Wohnungsauflösung nach dem Tod der Bewohnerin. Alte Fotos, zwischen 1930 und 1970 entstanden, animierten ihn zu seinen Kreationen aus transparentem Textil, Federn und Fotografien. Erst in der aktiven Begegnung formt sich das Zufällige zum Bild, zur Wirklichkeit. Denn dieses Zufällige erhält Gewicht und Bedeutung erst durch die Entscheidung des Schaffenden, wie auch der Betrachterin und des Betrachters, sich auf das zufällig Vorgegebene einzulassen.

Der Künstler inszeniert in seinen Bildern diesen subtilen Aneignungsprozess als behutsame Annäherung und intime Kommunikation. Er erzählt in seinen Fotografien, indem er sie übermalt, überschreibt und koloriert, von der Dynamik, die in diesem Aneignungsprozess angelegt ist: Seine Kreationen verleiten zum genauen Hinschauen und lenken zugleich das Betrachten zum Fühlen: Freude und Hoffnung, Neugier und Sehnsucht aber auch Angst und Irritation, Trauer und Zweifel äußern sich und kommen vielschichtig zur Sprache. Und dabei entsteht eine innere Bewegung, die den Schaffensprozess des Künstlers wie auch den sich einfühlenden Blick weitet: <Während meines Arbeitsprozesses>, schreibt der Künstler, <begegnete mir etwas, das weit über 'melancholische Erinnerungen' hinausging. So tauchte etwas auf, eine Dimension, die das Verschwinden, Vergehen und den Tod hinter sich ließ.>

Diese Erfahrung des Künstlers äußert sich auch in den Erzählungen der Palliativärztin Marlies Reulecke: Das Zufällige, die ihr zufallende Aufgabe, sterbensranke Patienten aufzusuchen und zu betreuen, konfrontiert sie auf den ersten Blick immer wieder mit Lebensresten, Lebensbruchstücken, Fragmenten von Hoffnungen und Erwartungen. Und indem sie sich einlässt auf ihre Patienten, sich behutsam annähernd, beginnt eine intime Kommunikation, die ohne genaues Hinschauen und ohne Einfühlung in die kranken Menschen und ihre Lebenslage nicht möglich wäre.

Was möglich ist im Prozess des Verschwindens und Vergehens, auf dem Weg des Sterbens, schildern die Texte der Ärztin: In all den Schmerzen, dem Widerstand gegen Abschied und Verlust, der Trauer um Unerfülltes und Unerfüllbares, welche die Patienten belasten, gibt es Augenblicke von überraschender Lebendigkeit, grenzenlose Dankbarkeit, tiefer Lebensfreude und souveränem Humor.

Und diejenigen, die sich dem Sterben aussetzen, Nachbarn, Freunde, Angehörige und die Frauen und Männer der Palliativdienste, sie schaffen Augenblicke von glückendem Leben im Sterben durch selbstverständliche Hilfe, verlässliche Solidarität und unerschütterliche Menschenfreundlichkeit.

Die Autorin erlebt in ihrer alltäglichen Arbeit solche Augenblicke von Leben und Sterben und darin jene Dimension, die das Verschwinden, Vergehen und den Tod hinter sich lässt. Sie nimmt diese Dimension wahr in einem Gefühl, das nicht von bestimmten Umständen abhängt, sondern sich immer dann entfaltet, wenn wir uns von dem berühren lassen, was nicht sichtbar und greifbar und doch allgegenwärtig ist. (Text: solidarisch)

Die Texte von Marlies Reulecke und die Bilder von Jens Reulecke stehen für sich; sie entstanden in ganz unterschiedlichen Kontexten und betrachten Lebenswirklichkeit aus ganz eigenen Perspektiven. Gleichwohl haben sie ein gemeinsames Thema, das sie in ihrer je eigenen Sprache auszudrücken vermögen:

Sterben und Tod sind umfängen von Leben, von Leben, das der Verstand nicht begreift, das Fühlen aber in manchen Augenblicken erahnt.



## überrascht

Seit einigen Wochen arbeite ich nun als Palliativärztin. Ich begleite meine Patienten zu Hause, versuche ihr Leid so gut wie möglich zu lindern und stehe auch den Angehörigen zur Seite.

Noch ist alles sehr neu für mich, nach über 10 Jahren Beratungstätigkeit in der Entwicklungszusammenarbeit muss ich mich erst wieder einfinden in das klassische ärztliche Handeln. Dazu kommt das Einarbeiten in ein neues Computerprogramm, das Kennenlernen des Systems der ambulanten Palliativversorgung in Berlin und nicht zuletzt das Autofahren, was mir noch nie viel Spaß gemacht hat und ich es deshalb jahrelang auch nicht praktiziert hatte.

Die ersten Wochen sind entsprechend stressig, alles braucht viel Zeit, ist aufregend und ich bemerke, dass ich abgenommen habe. Abends im Supermarkt bleibe ich vor den Süßwaren stehen und überlege, was ich mir denn gönnen könnte, denn auf meine Figur muss ich wohl gerade nicht achten. Mein Blick bleibt bei einer Schachtel Pralinen hängen: Mini Pralinés à la Macaron. Die kenne ich noch nicht. Sie sehen so schön bunt aus und es gelüstet mich, sie zu kosten. Aber dann entscheide ich mich doch dagegen, nach dem Motto, wie komme ich eigentlich dazu, mir einen Kasten Konfekt zu kaufen. Eine Tafel Schokolade würde es doch auch tun. Letztendlich gönne ich mir dann «Hauchdünne Täfelchen», die ich sehr gerne esse, mein Kompromiss zwischen Pralinenluxus und Alltagsschokolade.

Ein paar Tage später besuche ich eine Patientin, der es bereits sehr schlecht geht. Sie ist kaum noch ansprechbar, braucht riesige Mengen von Morphin, um ihre Schmerzen zu ertragen. Die ganze Familie ist stark belastet, pflegt die Mutter aber äußerst liebevoll.

Als ich bereits im Gehen bin, werde ich zurückgerufen. Die Patientin hat ihrer Tochter zugeflüstert, dass sie doch etwas für mich hat. So eilt die Tochter ins Nebenzimmer und überreicht mir eine Geschenktüte. Ich bin berührt von der Aufmerksamkeit dieser sterbenden Frau, die doch so ganz andere Probleme hat. Offensichtlich ist es ihr wichtig, ihre Dankbarkeit zu zeigen. So wie es ihr anfangs, als es ihr noch ein wenig besser ging, auch immer wichtig war, dass ich einen Tee angeboten bekam. Ich bedanke mich und verabschiede mich bis zum nächsten Tag.

Zu Hause mache ich die Tüte auf, schaue hinein und bin perplex. Ich habe etwas Süßes erwartet und damit liege ich auch richtig.

Doch es schaut mich nicht irgendeine Schokolade an, sondern eine Schachtel mit schönen, bunten Mini Pralinés à la Macaron und obendrein noch «Hauchdünne Täfelchen».

Und plötzlich wird aus der Aufmerksamkeit meiner Patientin ein Geschenk, dass das Leben selber gibt.



a fluid source

---

## lächelnd

Ich sitze am Bett von Frau A. und unterhalte mich mit ihrer Schwiegertochter, die viele Fragen und Ängste hat. Frau A. kann dem Gespräch nicht folgen, da sie nur sehr wenig deutsch spricht, schaut uns aber vertrauensvoll zu.

Vor sechs Wochen habe ich sie das erste Mal gesehen. Da lief sie noch ins Wohnzimmer, zwar langsam aber zielstrebig. Sie war gerade aus dem Krankenhaus entlassen worden. Ihr Krebs, mit dem sie schon einige Jahre lebte, hatte nun gestreut und sie war bereits recht schwach. So haben ihr Sohn und seine Familie sie zu sich genommen. Frau A. ist eine zierliche Dame Anfang 70, die viel Warmherzigkeit ausstrahlt. Die Wohnung des Sohns ist nicht riesig und so wurde ihr ein Bett im Kinderzimmer aufgestellt. Dort schläft sie nun mit ihren beiden Enkeln, neun und drei Jahre alt, die sich freuen, ihre Oma bei sich zu haben. Es scheint eine gute Lösung zu sein. Die Schwiegertochter ist natürlich besorgt und unsicher, ob sie ihre Schwiegermutter wirklich bis zu deren Tod pflegen kann und auch, ob das gut für die Kinder ist. In den nächsten Wochen sind dann auch immer wieder Gespräche notwendig, um Sohn und Schwiegertochter zu beruhigen, zu ermutigen, Fragen zu beantworten. Dabei kümmert sich die Schwiegertochter rührend und kompetent.

Leider verschlechtert sich der Zustand von Frau A. rapide und bereits bei meinem zweiten Besuch bleibt sie im Bett liegen. So mache ich meine Visiten im Kinderzimmer. Dort liegt die Dame mich freundlich anlächelnd in einem Schlafanzug mit Snoopy-muster. Sie scheint sich ihrer Umgebung angepasst zu haben. Innerlich muss ich lächeln.

Wenige Wochen später nimmt Frau A. zunehmend eine gelbe Hautfarbe an, da ihre Leber nicht mehr richtig arbeitet. Sie wird immer müder, will nichts mehr essen. Ihre Kinder benötigen immer wieder Zuspruch und Erklärungen. Es gibt Zeiten, da möchten sie die Mutter in ein Hospiz geben, aus Angst, sie nicht bis zum Schluss pflegen zu können. Doch schließlich entscheidet die Familie, dass sie zu Hause bleiben soll. Ihre Kinder können es ihr einfach nicht antun, sie von Fremden pflegen zu lassen. So wird der neunjährige Enkel zu den anderen Großeltern geschickt. Zum Glück sind gerade Osterferien.

Doch die Schwiegertochter kommt an ihre Grenzen, denn neben der Versorgung der Schwiegermutter arbeitet sie als Bauingenieurin, kümmert sich um ihre Kinder und muss noch ihren Mann stützen, der im Angesicht des Todes seiner Mutter völlig neben sich steht. Frau A. selbst scheint zu wissen, dass sie nur noch wenig Zeit hat und so verabschiedet sie sich von ihrer Familie, empfängt Besuch, telefoniert mit den Verwandten in der Türkei, die nicht nach Deutschland kommen können. Sie strahlt dabei einen tiefen Frieden aus. Trotz der enormen Belastung haben ihre Kinder auch viele gute Momente mit ihr, für die sie sehr dankbar sind.

Während ich mich nun mit ihrer Schwiegertochter unterhalte, wende ich mich Frau A. zu und lächle sie an. Prompt lächelt sie zurück, nein, sie lächelt nicht - das wäre wohl eine Untertreibung.

Es ist vielmehr ein Strahlen, so als ob die Sonne aufgeht. Ein Lächeln, das aus ihrem tiefsten Inneren kommt und mir das Herz warm werden lässt. Immer wieder schaue ich sie mit meinem zaghaften Lächeln an und sie strahlt zurück. - Eine Kommunikation über Sprachbarrieren hinweg, die mich zutiefst berührt.

Es ist einer meiner letzten Besuche, dann hat sie es geschafft. Bis zu ihrem letzten Atemzug durfte sie im Kreis ihrer Familie bleiben, die sie nun auf ihrer letzten Reise zurück in die Türkei begleitet.





## bunt

Es ist Freitagmittag und ich sitze mit meiner Cousine beim Sushi. Ich habe meine Patientenbesuche so gelegt, dass ich heute bereits mittags Schluss habe und freue mich nun auf einen gemütlichen Nachmittag mit ihr. Nach einer Weile klingelt mein Diensthandy. Es ist die Praxis und ich ahne es schon, es ist der typische Freitagsanruf; die Anfrage, eine neue Patientin zu übernehmen, die ganz dringend noch heute versorgt werden muss.

Meine Vorahnung trügt nicht und es geht um eine Dame, die im Krankenhaus behandelt wurde, zwar schon einige Tage zu Hause ist, jedoch keinen Hausarzt hat und nun weitere Schmerzmedikamente benötigt. Ein Bekannter hat in der Praxis angerufen, schon recht verzweifelt, weil er sich keinen Rat weiß und bisher bei seiner Arztsuche erfolglos war.

Ich rufe also die Patientin an, immerhin wohnt sie nicht weit von mir und ich kann auch noch nach dem Treffen mit meiner Cousine zu ihr fahren. So sage ich ihr zu, rufe aber glücklicherweise ihren Bekannten auch noch an. Er bittet mich, bei ihm vorbeizukommen, um ihre Versichertenkarte abzuholen. Es sei gleich um die Ecke, Leihhaus und Juwelier K. Als er die Adresse nennt, werde ich stutzig, denn das ist ganz woanders als die vermeintliche Adresse der Patientin. Es stellt sich heraus, dass wir den Straßennamen falsch verstanden haben und sie doch um einiges weiter entfernt als gedacht wohnt. Doch inzwischen kann ich schlecht absagen und so schwinde ich mich auf mein E-Bike.

Es wird schon langsam dunkel und ich fahre die Schleichwege, um die Hauptverkehrsstraße zu vermeiden. Das Leihhaus befindet sich allerdings auf einer großen belebten Straße mitten in Berlin. Ich biege auf diese Straße ab und tauche plötzlich ein ins wilde Großstadtleben. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite wird gerade mit viel Getrommel eine türkische Hochzeit gefeiert. Menschen aller Hautfarben kommen mir entgegen. Autos hupen ohne Unterlass, einige dröhnen mit aufgemotzten Motoren daher. Es lärmt um mich herum und ich schiebe mein Fahrrad durch das Gewimmel zum Leihhaus, das mit greller Leuchtschrift lockt. Als ich hineingehe, winkt mir schon ein älterer Herr in einem unscheinbaren grauen, nicht ganz neuen Anzug zu. Er sitzt hinter Panzerglas, vor ihm eine junge Frau. Er unterbricht seine Transaktion mit ihr und gibt mir, was ich benötige. Als ich zur Tür gehe, höre ich plötzlich eine tiefe Stimme, die zu ihm spricht. Unwillkürlich drehe ich mich zur Kundin um, zu der die Tonlage eigentlich nicht passt. Aber ich bin in Berlin und da ist das Leben bunt und voller Überraschungen. Ich fahre um die Ecke, radele an einigen trotz eisiger Kälte leichtbekleideten Damen, die sich mit mir die Busspur teilen, vorbei und komme schließlich bei der neuen Patientin an. Sie öffnet mir auf sehr wackligen Beinen die Tür. Der mir entgegenkommende Geruch ist alles andere als angenehm und die Wohnung sieht auch danach aus. Die Dame macht einen recht verwahrlosten Eindruck. Auf dem Boden stehen etliche Sixpacks und automatisch tacke ich sie entsprechend ein. Im Verlauf meines Besuchs muss ich meinen voreiligen Eindruck dann doch revidieren. Im Gespräch stellt sich heraus, dass sie ganz alleine lebt, auch niemanden hat außer Herrn K., der sie regelmäßig besucht, für sie einkauft und nun versucht, ihr bei all den Behördenangelegenheiten zu helfen. Denn Frau S. hat seit drei Monaten Krebs, weit fortgeschritten und sie baut körperlich ab. Sie schafft es einfach nicht mehr zu putzen, auch die Körperpflege fällt schwer. Heute ist es ihr nicht gelungen, ihre Kontaktlinsen einzusetzen, ohne die sie fast blind ist. Offensichtlich ist es ihr unangenehm, wie es bei ihr aussieht, aber sie ist einfach hilflos. Sie hat keine Ahnung, wie man einen Pflegegrad beantragt, eine Putzhilfe kann sie nicht bezahlen. Alles große Probleme. Herr K. versucht ihr zu helfen, aber auch er kennt sich im Behördenschwermel nicht aus.

Aufgrund ihrer Erkrankung hat sie kaum noch Appetit und sie dachte sich, dass Malzbier ihr guttun würde, nur leider bekommt es ihr auch nicht. Beim genaueren Hinsehen erkenne ich dann auch, dass es sich um Malzbier Sixpacks handelt. Alle von Herrn K. angeschleppt.

Es beeindruckt mich, wie er sich engagiert. Er hat Frau S. kennengelernt, als sie sein Leihhaus in Anspruch nehmen musste. Damals als es ihr finanziell noch nicht so gut ging, wie sie selber sagt. Auch jetzt weist nichts in ihrer kleinen Wohnung auf irgendeine Art Wohlstand hin. Aber sie jammert nicht, ist vielmehr sehr dankbar, dass ich da bin, dass ihr geholfen wird. Ich lasse ihr die nötigen Medikamente zurück und verspreche regelmäßig wiederzukommen und auch einen Pflegedienst hinzuzuziehen.

Als ich das Haus verlasse, hat es angefangen zu schneien. Davon stand nichts in meiner Wetter App. Ich schwinde mich wieder aufs Fahrrad und spüre den eisigen Wind, der mir den Schnee ins Gesicht treibt. Dennoch beschließe ich, mich nicht zu ärgern, denn ich spüre, dass es gut und richtig war, zu dieser Frau zu fahren. In Gedanken bin ich noch bei ihr und bei meinem ersten Eindruck, als ich die Wohnung betrat. Über mich selbst schmunzelnd ertappe ich mich dabei, mal wieder vorschnelle Schlüsse über einen Menschen gezogen zu haben.



## umsorgt

Die drei «Gefährten» von Frau N. bringen mich zum Auto, nachdem ich ihr gerade den letzten Besuch abgestattet habe. Seit mehreren Monaten habe ich sie zu Hause begleitet, bis sie nun letzte Nacht dort verstorben ist, so wie sie sich das gewünscht hatte. Verwitwet und ohne Angehörige war sie auf andere Menschen, die sie zu Hause unterstützen, angewiesen. Neben einem Pflegedienst und dem Palliativteam waren es vor allem diese drei so völlig verschiedenen Menschen, die ihr diesen letzten Wunsch erfüllt haben. Sie selbst stellen sich mir als Unterstützerteam vor, aber ich muss an die Gefährten in dem Roman «Der Herr der Ringe» denken. Ist es doch eine Gemeinschaft von unterschiedlichsten Menschen, die ein Stück Weg zusammen gehen, um ein gemeinsames Ziel zu erreichen.

Da ist Frau M., eine ältere Dame und langjährige Nachbarin von Frau N., daneben Frau H., eine noch jüngere, ehrenamtliche Hospizhelferin, die alles koordiniert und Herr S., der Hausmeister des Gebäudes, in dem Frau N. gelebt hat. Ihn kenne ich nur in blauer Arbeitshose. Stets hat er mir die Tür aufgeschlossen. An seinem großen Schlüsselbund finden sich viele Schlüssel von älteren Mietern, die ihn alle schon lange kennen und für die er da ist, wenn es um Einkäufe, Reparaturen etc. geht. Aber, wie er sagt, wenn nötig, hat er auch schon den Rettungsdienst gerufen oder auch Windeln gewechselt. Er gehört noch zum alten Schlag Berliner Hausmeister, den alle kennen, der sich um alles kümmert und Tag und Nacht erreichbar ist.

Heute ist Sonntag und Herr S. war mit seiner Frau im Garten außerhalb Berlins, als ihn die Nachricht von Frau N.s Tod erreicht. Sofort macht er sich auf den Weg, um mir ein letztes Mal die Tür zu öffnen. Als ich ankomme, sind bereits alle drei «Gefährten» versammelt, Herr S. wie immer im blauen Arbeitsoverall.

Frau N. lebte bereits seit 40 Jahren in dieser Wohnung. Vor einem Jahr ist ihr Mann verstorben, Kinder gab es nicht. Bis vor kurzem hat sie sich noch völlig selbstständig versorgt. Doch dann wurde sie krank, musste ins Krankenhaus, wo ein weit fortgeschrittener Tumor festgestellt wurde. Eine Operation oder Chemotherapie lehnt sie ab und sie entscheidet sich, wieder nach Hause zu gehen, um dort zu sterben. Ein Hospiz kommt für sie nicht in Frage, sie zieht das vertraute Umfeld vor. So wird ein Pflegedienst organisiert, der sie dreimal täglich versorgt und ein Palliativteam. Die ehrenamtliche Hospizhelferin kennt Frau N. schon länger und regelt alles bestens. Doch letztendlich ist es vor allem dem Hausmeister und auch Frau M. zu verdanken, dass Frau N. wirklich bis zu ihrem Tode zu Hause bleiben kann. Dort liegt sie im Wohnzimmer in ihrem Pflegebett, das sie nicht mehr verlassen wird. Sie hat ihr Telefon zur Hand, mit dem sie Herrn S. jederzeit erreichen kann. Der kommt auch nachts, wenn sie ihn ruft. Er erledigt die Einkäufe, kocht ihr Espresso, solange sie diesen noch genießen kann. Zwischenzeitlich kommt auch Frau M. mehrmals täglich zu ihr, um ihr Essen zu reichen oder einfach mal nachzusehen, ob sie etwas benötigt.

Frau N. gehört nicht zu den übermäßig freundlichen Menschen, zumindest jetzt nicht mehr, in ihrem hilfsbedürftigen Zustand. Überwiegend ist sie mürrisch und unzufrieden und lässt dies auch die drei Gefährten spüren. Die lassen sich davon nicht entmutigen und halten dennoch treu zu ihr. Manchmal lassen sie bei mir ein wenig Dampf ab, gerade Frau M. benötigt ab und an Ermutigung. Doch sie sehen ihr ihre Unfreundlichkeit nach und akzeptieren sie so, wie sie jetzt ist. Es gibt aber auch Momente, in denen Frau N. ihre abweisende Haltung ablegt und dann kommt etwas anderes zum Vorschein, dann sagt sie, dass sie weiß, dass sie nicht mehr aufstehen kann und sterben wird, aber nicht darüber reden will. Dann kommen auch Worte des Dankes und der Wertschätzung der Hilfe, die sie bekommt. Doch sie taucht auch schnell wieder ab in ihre Trübsinnigkeit, die in den letzten Tagen noch von Verwirrtheit begleitet wird. Die Gefährten meistern auch diese Herausforderung und stehen ihr bis zum Ende zur Seite.

Nun werden sie einen Kaffee trinken, sich noch austauschen über ihre Erlebnisse mit Frau N., um dann wieder ihre eigenen Wege zu gehen.

Auch ich verabschiede mich, zutiefst berührt von ihrem Engagement, das weit über alltägliche Nachbarschaftshilfe hinausging.



## hilflos

Ich bin auf dem Weg zu einer Patientin, als mein Telefon klingelt. Es ist der Leiter einer der Pflegestationen, mit der ich viel zusammenarbeite. Er fragt, ob ich Kapazitäten hätte, eine neue Patientin aufzunehmen. Ich sage, im Prinzip schon, aber heute und morgen gehe ich zu einer Fortbildung, die gleich anfängt. Also ab Montag sehr gern. Er sagt, dass es aber dringend sei, denn der Humanistische Verband habe angefragt, eine ältere Dame zu versorgen, die sich zum Sterbefasten entschieden hat. Sie lebt alleine und es geht ihr bereits sehr schlecht. Sie ist sehr unruhig und braucht Hilfe.

Viele Gedanken schießen mir durch den Kopf. Ich bin Palliativärztin, weil ich das Leben liebe und Menschen helfen möchte, würdevoll zu sterben.

Ist es auch meine Aufgabe, Menschen dabei zu unterstützen, ihr Leben selbst zu beenden?

Irgendetwas in mir sträubt sich und ich überlege fieberhaft, wie ich aus der Nummer herauskomme. Am liebsten würde ich diesen Fall an eine meiner Kolleginnen abgeben, aber sie haben sich auch zu der Fortbildung angemeldet.

Während es noch in mir arbeitet, meldet sich meine innere Stimme, die mir sagt, die Betreuung zu übernehmen und ich mache mich gleich auf den Weg.

Den geplanten Patientenbesuch verschiebe ich auf einen der nächsten Tage und die Fortbildung wird für mich eben etwas später beginnen. Ich bin nicht wirklich überzeugt von dem, was ich tue, spüre aber Mitgefühl mit dieser leidenden Frau. Sie wird ihre Gründe für ihren Entschluss haben.

Dort angekommen, finde ich einen leicht überforderten Pfleger vor, der mit der völlig aufgeregten Patientin nur schwer klar kommt. Sie will ihre Ruhe haben, alle sollen gehen, denn sie will jetzt endlich sterben und möchte eine Spritze haben, damit alles schnell vorbei ist.

Ich nähere mich ruhig, spreche sie freundlich an, versuche zu erfahren, was sie möchte und warum. Offensichtlich hat sie unangenehme Erfahrungen im Krankenhaus gemacht und will dort nie wieder hin. Die Panik steht ihr ins Gesicht geschrieben, dass ich sie einweisen könnte. So erklärt sie immer wieder, dass sie im Kopf ganz klar ist und genau weiß, was sie will. Die Frau, die ohnehin nur noch aus Haut und Knochen besteht, isst nun schon seit mehreren Tagen nichts mehr und trinkt nur ab und zu ein paar Schluck Wasser.

Nach einer Weile beruhigt sie sich dann doch. Ich kann mit ihr reden, ihr vermitteln, dass ich ihr keine Spritze zum Sterben geben werde, da dies nicht meine Aufgabe sei, aber dass weder ich noch die Pflegekräfte etwas gegen ihren Willen tun werden. Wir würden ihr in den nächsten Tagen lediglich stützend zur Seite stehen.

Schließlich entspannt sie sich, entschuldigt sich dafür, dass sie so garstig war. Ich spüre ihre Verzweiflung über die eigene Hilflosigkeit, darüber, dass sie schon so lange krank ist und viele Schmerzen erleiden musste. Ich habe den Eindruck, dass ihr Wunsch so schnell zu sterben, in erster Linie daran liegt, dass sie niemandem zur Last fallen möchte. Sie hat zwar keine Familie, aber in den nächsten Tagen wird deutlich, dass es mehrere Menschen gibt, die sich um sie kümmern würden, doch ihr ist es furchtbar unangenehm, auf Unterstützung anderer angewiesen zu sein.

Ich spüre die ganze Tragik eines Lebens, in dem ein Mensch es in über 80 Jahren nicht gelernt hat, Hilfe anzunehmen.

Ich werde sie also während ihrer letzten Tage begleiten, gebe ihr etwas gegen die Schmerzen und zur Beruhigung. Der Pflegedienst wird dreimal täglich kommen. In den nächsten Tagen blüht sie sogar noch mal ein bisschen auf. Sie scheint zu spüren, dass wir es gut mit ihr meinen und sie kann die Pflege dankbar annehmen. Sie trinkt noch ein wenig, wohl wissend, dass dies ihren Sterbeprozess verlängern könnte, doch sie rührt kein Essen mehr an. - Nach einer Woche hat sie es dann geschafft.

Fast täglich habe ich sie besucht und in der kurzen Zeit ist mir diese Frau sehr ans Herz gewachsen. Es war richtig, die Begleitung dieser Patientin übernommen zu haben.



what is the soul?

---

## lebensfroh

«Köstlich, dieses Wasser!»

Schluck für Schluck genießt Frau W. das Wasser. Nachdem das Glas halb geleert ist, lässt sie sich erschöpft, aber zufrieden in ihre Kissen zurücksinken. Sie ist dankbar, dass man ihr dieses köstliche Nass gereicht hat. Dann fallen ihr auch schon die Augen zu und sie schläft wieder ein.

Ich betreue sie seit einigen Wochen im Hospiz.

Es ist noch gar nicht lange her, da führte sie in ihrer Wohnung ein selbstbestimmtes und abwechslungsreiches Leben. Doch dann hatte sie zunehmend Beschwerden, kam ins Krankenhaus, wo eine weit fortgeschrittene Krebserkrankung festgestellt wurde. Eine aufwendige mit viel Leid verbundene Therapie kam für Frau W. nicht in Frage und so entschied sie sich, ihren letzten Lebensabschnitt in einem Hospiz zu verbringen.

Gleich bei unserer ersten Begegnung fiel sie mir als eine Frau auf, die mit einer äußerst positiven Einstellung durchs Leben geht. So sah sie auch diesem letzten Abschnitt ihres Lebens mit Gelassenheit entgegen.

Frau W. war wohl nie ein Kind von Traurigkeit. Noch immer erzählte sie gerne und viel, konnte sie doch auf ein spannendes Leben zurückblicken, das sie mit Dankbarkeit erfüllte.

Ihren Job führte sie mit viel Freude und Leidenschaft aus. Als Ausbilderin in einem größeren Unternehmen hatte sie mit vielen jungen Menschen zu tun, die sie selbst jugendlich und lebendig bleiben ließen. Verheiratet war sie nie, wollte sich lieber ihre Unabhängigkeit bewahren. Ihre vielen Reisen, von denen sie gerne berichtet, hatte sie mit ihrer besten Freundin unternommen. Sie konnte aber auch mal, wie sie sagte, so richtig lästern, am liebsten über Politiker, die Deutschen an sich oder das leidige Fernsehprogramm.

Für meine Visiten musste ich entsprechend Zeit mitbringen. Aber es war auch erfrischend zu erleben, wie sie sich immer wieder über kleine Dinge freuen konnte, wie den Besuch ihrer Freundin, das Stückchen Kuchen aus einer feinen Konditorei, die Bastelarbeit ihres Neffen und vor allem über die Ahle Wurst, die ihr eine Freundin aus Hessen mitgebracht hatte. Auch dazu gab es natürlich eine lange Geschichte. Diese Dauerwurst hing an ihrem Fenster und anfangs konnte ich zusehen, wie die Wurst von Visite zu Visite kürzer wurde, denn sie aß jeden Tag ein Scheibchen.

Doch allmählich blieb die Länge der Wurst konstant. Frau W.s Appetit schwand, die Kraft ließ nach, die Geschichten, die sie erzählte, wurden kürzer, dafür schlief sie mehr und mehr. Mittlerweile konnte sie nur noch ein wenig Wasser zu sich nehmen.

Doch dies tat sie mit Freude. Offensichtlich sah sie in dem, was ihr noch blieb, eben das Beste und so wurde das Wasser zum köstlichen Gut, das bis zum letzten Schluck genossen wurde.

Nachdem sie nun eingeschlafen ist, verabschiedete ich mich still von ihr und verlasse das Zimmer, wohl ahnend, dass dies mein letzter Besuch sein wird.





because of the night

---

## autonom

Die Leiterin des Pflegediensts ruft mich an. Herr S. sei verstorben. Pfleger H. hat ihn gerade tot aufgefunden.

Auf dem Weg dorthin geht mir vieles durch den Kopf. Herr S. hat unser Team sehr beschäftigt, gar nicht so sehr aufgrund von Krankheitskomplikationen, sondern eher wegen seiner sozialen Situation.

Mit 87 Jahren hatte Herr S., ein ehemaliger Ingenieur, keine Angehörigen und Freunde mehr. Auch gab es keine Nachbarn, die sich kümmerten. Er lebte auf sich gestellt in seiner Wohnung, bis er wegen Luftnot ins Krankenhaus kam. Dort wurde ein fortgeschrittener Lungenkrebs entdeckt und man empfahl ihm, direkt in ein Hospiz zu gehen. Herr S. lehnte jedoch ab, wollte er doch unbedingt wieder nach Hause. Er hatte noch immer einen sehr starken Willen und so wurde er letztendlich entlassen. Unser Palliativteam sollte sich um die medizinische Versorgung kümmern und ein anderer Pflegedienst für die Körperpflege hinzugezogen werden. Als ich mit Schwester M. zum ersten Besuch kam, waren wir doch etwas schockiert vom Zustand der Wohnung. Neben der Versorgung mit Medikamenten und Verbänden, musste vor allem aufgeräumt, geputzt und auch eingekauft werden. Herr S. sah das alles etwas entspannter. Offensichtlich war er an diesen Zustand gewöhnt. Für ihn war es erst einmal nur wichtig, zu Hause in seinen eigenen vier Wänden zu sein. Er habe ja noch ein paar Büchsen und Zwieback und davon könne er eine Weile leben.

Wir bemühten uns, einen Dienst zu finden, der die hauswirtschaftliche Versorgung übernimmt. Das wurde jedoch von Herr S. immer wieder erfolgreich sabotiert, indem er nicht ans Telefon ging oder die Tür nicht öffnete bzw. gleich wieder zuknallte, wenn ihm z.B. die Uhrzeit nicht passte. Immer wieder sprach ich mit ihm, wies ihn auf die Vorzüge eines Hospizes oder auch einer Palliativstation hin. Er ließ sich jedoch nicht überzeugen und lehnte beharrlich ab, denn er wollte zu Hause bleiben.

Schließlich versprach er mir, den Pflegedienst beim nächsten Mal in die Wohnung zu lassen. Vor ein paar Tagen war es dann soweit. Er ließ Pfleger H. in seine Wohnung, sodass er mit dem Putzen des Bads beginnen konnte. Bis ins Zimmer von Herrn S. hätte er es wohl auch nicht geschafft. Der Flur war nämlich so vollgestellt, dass ein Durchkommen nur für äußerst schlanke Menschen möglich war. Gestern hatte ich noch mit Herrn S. telefoniert. Er teilte mir mit, dass er sehr zufrieden mit Pfleger H. sei und dass er sich freue, dass er morgen in der Küche weitermachen würde.

Doch diese zweite Begegnung mit Pfleger H. hat er dann nicht mehr erlebt.

Er brach im Flur zusammen und sitzt nun dort an den Schrank gelehnt. In der vollgestellten Wohnung gibt es nicht einmal genügend Raum zum Fallen.

Nur mit Mühe können der Pfleger und ich Platz schaffen, um Herrn S. hinzulegen. Dann quetsche ich mich durch den Flur in sein Zimmer auf der Suche nach einem sauberen Kleidungsstück, um ihn ordentlich zuzudecken.

Es stimmt mich traurig, dass sein Leben dort auf dem Flur ganz alleine inmitten seines Chaos geendet hat. Ich hätte ihm das fürsorgliche Ambiente eines Hospizes oder einer Palliativstation gewünscht.

Doch dann sage ich mir, dass er ja einen freien Willen hatte und sich bewusst dagegen entschied. Er zog Chaos, Schmutz und Einsamkeit vor.

Aber konnte er sich so nicht auch ein letztes Stück Autonomie bewahren? In seiner Wohnung war es ihm immerhin möglich zu entscheiden, wer hineinkam und wer nicht.

Vielleicht passte seine Art zu gehen dann doch zu seinem Leben.



## **solidarisch**

Es gibt diese Momente im Leben, die man schwer beschreiben kann, sind sie doch so kostbar, dass Worte sie nicht fassen können. Diese Momente des «Urglücks», ein tiefes Verbundensein mit der göttlichen Schöpferkraft, dem Urgrund des Seins, mit Gott oder wie man es auch immer benennt. Es ist das Gefühl eins zu sein, mit mir selbst, mit den Menschen, mit allen Lebewesen. Etwas, nach dem der Mensch sucht, sich sehnt, wonach er strebt und es doch nicht erarbeiten kann. Wenn es geschieht, ist es reines Geschenk und kommt häufig ganz unerwartet. Ich kenne dieses Gefühl von der Kontemplation, aber auch von meinen Reisen in Afrika. Öfters durfte ich es erleben, wenn ich unterwegs war, tausende von Kilometern entfernt von der Heimat, in einem fremden Land, auf unwegsamen Pfaden, dem Fahrer vertrauend, dass er mich heil von A nach B bringen würde. Da kam es manchmal vor, dass mich dieses Glücksgefühl überkam, das so völlig unabhängig von äußeren Umständen ist, das kommt und geht wie es will.

Auch heute darf ich solch einen Moment erleben, ganz unerwartet, mitten in meinem Alltag.

Ich befinde mich in einem Berliner Obdachlosenheim auf dem Flur im Gespräch mit einigen Bewohnern und dem hausinternen Pflegedienst. Es geht um Herrn S., einen meiner Patienten, den ich nun schon seit einigen Wochen regelmäßig hier besuche. Er hat eine Krebserkrankung und jegliche Therapie abgelehnt. Er wollte bloß raus aus dem Krankenhaus und wieder nach Hause, in sein Zimmer in diesem Heim. Die Heimleitung hat zugestimmt, dass er hier bleiben darf bis zu seinem Tod. Mittlerweile geht es Herrn S. immer schlechter, er kann nur noch Flüssigkeiten zu sich nehmen und ist nur noch Haut und Knochen, liegt Tag und Nacht im Bett. Sein Zimmer kann er nicht mehr putzen und sich zu waschen fällt ihm schwer. Ich spüre, wie sein Zustand seinen Mitbewohnern an die Nieren geht.

Offensichtlich leiden sie mit und so bieten sie ihre Hilfe an. Sein Nachbar kauft für ihn ein. Frau F. wird Kartoffelsalat machen und ihm bringen. Herr S. wird ihn wohl nicht mehr essen können, aber der Eifer seiner Mitbewohnerin berührt mich. Frau D. bittet mich, ihn zu grüßen. Seine Kumpels sind bereit, sein Zimmer zu putzen, das Bett zu beziehen. Ich spüre eine Solidarität an diesem sonst so tristen Ort. Die Situation hat etwas von Familienleben und Heimat.

Während ich auf diesem öden, von Zigarettenrauch verqualmten Flur stehe, steigt plötzlich dieses unbeschreibliche Gefühl in mir auf. Ein Gefühl, das nicht von bestimmten Umständen abhängt, sondern sich immer dann entfaltet, wenn wir uns von dem berühren lassen, was nicht sichtbar und greifbar und doch allgegenwärtig ist.



I will see you soon

## willensstark

«Gehen Sie, ich will Sie nicht sehen!»

Mit diesen Worten fordert mich Frau K. auf, ihr Zimmer zu verlassen. Ihr Sohn ist bestürzt und versucht seiner Mutter zu erklären, dass sie mich doch erwartet hat.

Als ich auf den Flur hinaustrete, ruft sie mir dann hinterher,

«Frau Reulecke, ich schätze Sie sehr, aber jetzt brauche ich göttlichen, nicht ärztlichen Beistand.»

Wie Recht sie hat.

Jetzt, wo sie spürt, dass sich ihr Leben dem Ende nähert, will sie sich auf das vorbereiten, was vor ihr liegt, was nach dem Tod kommt. Als gläubige Katholikin hat sie daher nach dem Priester gerufen. Ihr Sohn hat ihn aber noch nicht erreichen können. Frau K. ist es gewohnt, alles zu organisieren und im Griff zu haben. So ist sie sichtlich verärgert, dass sie nun auf den Priester warten muss.

Ich begleite sie erst seit einigen Wochen. Nach dem letzten Krankenhausaufenthalt wurde ihre Chemotherapie abgebrochen. Ihre Krebserkrankung breitete sich aus. Es ging ihr alles andere als gut, aber sie hatte einen eisernen Willen und ließ sich so leicht nicht gehen. Sie ist Ärztin und ihre Krankheit hatte sie mitten im Berufsleben ereilt. Sie musste ihre Tätigkeit reduzieren, ganz aufgehört hatte sie erst vor wenigen Tagen, als sie die letzten Gutachten fertiggestellt hatte. Sie war es gewohnt, viel zu leisten und das Annehmen von Hilfe fiel ihr deutlich schwer. So schleppte sie sich durch ihre große Wohnung und versuchte, so viel wie möglich alleine zu machen. Auch ihre drei Söhne, die alle sehr besorgt und in ihrer Nähe sind, dürfen sie nur sehr begrenzt unterstützen. So passt es auch, dass sie vor einigen Tagen noch darauf bestand, mir selbst einen Tee zu kochen. Vorgestern sprach sie mich an, ob sie nicht doch noch mal eine Chemotherapie beginnen solle. Trotz ihres Bemühens die Fassade des «es geht mir gut» aufrechtzuerhalten, nahm ich die Zeichen ihres körperlichen Abbaus deutlich wahr und ich versuchte ihr behutsam zu vermitteln, dass dies wohl nicht mehr sinnvoll ist. Sie schien es zu verstehen, bat mich dennoch, nochmal Blut abzunehmen, um Gewissheit zu haben. Eigentlich wollte ich ihr heute Blut abnehmen, doch gestern Abend rief mich ihr Sohn an, um mir mitzuteilen, dass seine Mutter nun nicht mehr das Bett verlässt und ihm gesagt hat, dass sie in der Nacht sterben werde. Ich beruhigte ihn, sagte, dass ich nicht glaube, dass es so schnell gehen wird, ich aber morgens auf jeden Fall vorbeikommen werde.

Als ich heute die Wohnung betrat, erklärte mir der Sohn, dass sich ihr Zustand wirklich drastisch verschlechtert hat. Sie isst und trinkt nichts mehr und wartet nur noch auf den Priester.

Da mich Frau K. im Moment nicht sehen will, spreche ich ausführlich mit ihrem Sohn, unterstütze ihn so gut wie möglich und erkläre ihm, dass, so kräftig und bestimmt wie die Stimme seiner Mutter klingt, sie sicherlich noch ein paar Tage leben wird. Mit dieser Annahme verabschiede ich mich von ihm.

Aber Frau K. belehrt mich eines Besseren. Bereits am nächsten Tag stehe ich an ihrem Totenbett. Friedlich liegt sie da, neben ihr ein Strauß weißer Lilien, Blumen, die sie noch selber ausgesucht hatte. Sie hat in ihrem Leben immer alles bestimmt, auch über den Tod hinaus.

Nach dem Besuch des Priesters war sie immer weniger ansprechbar, bis sie schließlich friedlich einschlief.

Als sie alles geregelt hatte und es nichts mehr für sie zu tun gab, hat sie kurz entschlossen losgelassen und ist gegangen.



## tränenreich

Es ist Freitag, ich habe nur zwei Hausbesuche ganz in meiner Nähe geplant. Ein ganz entspannter Tag könnte vor mir liegen. Doch es kommt anders als gedacht und es wird einer meiner anstrengendsten Tage.

Zunächst rufe ich eine Patientin an, die ich schon länger betreue, sie hat Lungenkrebs mit Hirnmetastasen und die letzten Monate noch eine abgeschwächte Form einer Chemotherapie erhalten. Sie ist relativ jung, steht noch voll im Beruf und wurde von der Diagnose ihrer bereits weit fortgeschrittenen Erkrankung auf brutalste Weise getroffen. So hat sie sich an diese Chemotherapie geklammert. Gestern war das Abschlussgespräch in der Klinik. Mir ist ziemlich klar, dass es keine weitere Therapieoption mehr geben wird, aber die Patientin hatte immer noch gehofft. Als ich sie anrufe, um mich nach dem Gespräch zu erkundigen, bestätigt sie, dass ihre Metastasen gewachsen sind und keine weitere Therapie geplant ist. Dann bricht sie in Tränen aus. Nur langsam beruhigt sie sich wieder. Wir verschieben meinen Besuch auf nächste Woche, denn sie möchte erst einmal alleine sein, um die Nachricht zu verdauen.

Als ich noch dabei bin, das Gespräch in mir nachklingen zu lassen, läutet mein Telefon. Der Mann einer anderen Patientin bittet um einen nicht vorgesehenen Besuch, da sich der Zustand seiner Frau drastisch verändert hat. Dort angekommen, gerate ich mitten hinein in den familiären Entscheidungsprozess, was für die Patientin am besten sei. Patientin und Ehemann haben verschiedene Auffassungen und die Tochter versucht unter Tränen zu vermitteln. Schließlich kann ich helfen, die beste Lösung für die Patientin zu finden. Als ich gehe, lasse ich eine völlig in Tränen aufgelöste Tochter zurück. Sie wohnt in einer anderen Stadt und ist angereist, um ihre Eltern zu unterstützen. Offensichtlich spürt sie, dass ihre Mutter nicht mehr sehr viel Zeit hat und anders als ihr Vater lässt sie ihren Tränen freien Lauf.

Dann fahre ich schweren Herzens zu Herrn H., ohne ich doch, dass ein weiteres schwieriges Gespräch auf mich wartet. Ich war gestern schon bei ihm. Es ging ihm sehr schlecht und ich hatte versucht, ihn davon zu überzeugen ins Hospiz zu gehen, da er ganz alleine ist und keine Angehörigen in Berlin hat. Heute ist sein Zustand noch desolater und ich spreche erneut das Hospiz an. Er ist bereits angemeldet, hat den Umzug aber immer wieder aufgeschoben. Wie er so auf seinem Sessel sitzt, nur noch Haut und Knochen, zu schwach um alleine aufzustehen, dämmert es ihm allmählich, dass es so wirklich nicht mehr weitergehen kann und er stimmt zögerlich zu, seine Wohnung zu verlassen. Wie durch ein Wunder finde ich einen Platz für den nächsten Tag. Als alles organisiert ist, verabschiede ich mich. Er soll ruhig sitzen bleiben, aber er quält sich hoch, schlurft mit Hilfe seines Rollators zur Tür, noch immer der Gentleman, der er sein Leben lang war. Dort im Flur fragt er mich plötzlich, ob er mich umarmen dürfe. Und schon halte ich den schluchzenden Mann in meinen Armen, der zumindest für einen kurzen Moment seinen Gefühlen, seiner Verzweiflung freien Lauf lässt.

Dann hat er sich wieder im Griff, wischt die Tränen weg und schlurft zurück zum Sessel, den er nicht mehr verlässt, bis am nächsten Morgen der Pflegedienst kommt. Später spreche ich mit der Palliativschwester, die an diesem Morgen bei ihm blieb, seine Sachen packte und wartete, bis er abgeholt wurde. Auch sie hatte er zum Abschied gefragt, ob er sie umarmen dürfe und sei dann in Tränen ausgebrochen.

Wir sind uns einig, dass es genau diese Momente sind, für die sich auch die anstrengendsten Tage lohnen.





## verbunden

Frau B. befindet sich im Kreis ihrer Kinder und Verwandten. Sie haben sich versammelt, um von Herrn B., ihrem Vater, Großvater und Onkel Abschied zu nehmen. Die alte Dame sitzt aufrecht, bewegungslos, tiefe Falten durchziehen ihr Gesicht, ihr Körper ist eingehüllt von mehreren Schichten Kleidung, auch der Kopf ist bedeckt. Die Hände vor dem Bauch verschränkt, beobachtet sie das Geschehen ohne eine Miene zu verziehen. In mir steigt die Assoziation eines Dorfes in der tiefsten Türkei auf. Doch Frau B. sitzt in ihrem Wohnzimmer in Berlin-Kreuzberg, wo sie seit fast 50 Jahren lebt. Hierhin ist sie ihrem Mann gefolgt, hat ihre sieben Kinder großgezogen.

In den letzten Wochen habe ich ihren Mann zu Hause behandelt. Er hatte Krebs im Endstadium und lehnte eine weitere Therapie im Krankenhaus ab. Es war sein Wunsch, die Zeit, die ihm noch bleibt, zu Hause mit seiner Frau zu verbringen. Jedes Mal, wenn ich ihn besuchte, fand ich sie in genau derselben Haltung auf dem Sofa sitzend vor. Bei meinen ersten Visiten saß ihr Mann noch neben ihr, doch dann wurde er zunehmend bettlägerig und stand nicht mehr auf. Seine Frau behielt ihn weiterhin vom Sofa aus im Auge. Sie verwaltete seine Medikamente, hatte immer ein paar Vitaminpillen oder Ähnliches in ihrer Handtasche, die gewöhnlich neben ihr lag. Zu meinem Leidwesen gab sie ihrem Mann die Tabletten wie und wann sie dies für richtig hielt und nicht unbedingt so, wie ich sie verordnet hatte. Doch ich spürte, dass sie dabei aus großer Fürsorge heraus handelte. In den letzten Wochen schwanden die Kräfte ihres Mannes zusehends und als ich heute das Zimmer betrete und ihn sehe, weiß ich, dass dies wohl mein letzter Besuch sein wird. Er ist dabei, sich auf den Weg zu machen. Auch der Familie ist dies klar und so ist das Wohnzimmer voller Menschen.

Da er Schmerzen hat, gebe ich ihm eine Spritze, ziehe weitere auf, die die Tochter ihm bei Bedarf geben kann. Dann verabschiede ich mich von ihm und der Familie und natürlich auch von seiner Frau.

Ich begebe mich zum Sofa und gebe ihr die Hand und in diesem Moment geschieht es.

Die Augen der Frau, die immer wie ein Fels in der Brandung auf dem Sofa saß, füllen sich mit Tränen, sie schluchzt, sie weint bitterlich, ihre ganze Verzweiflung bricht sich Bahn. Ich lege ihr meine Hand auf die Schulter, sage nichts, beuge mich zu ihr und bin einfach da.

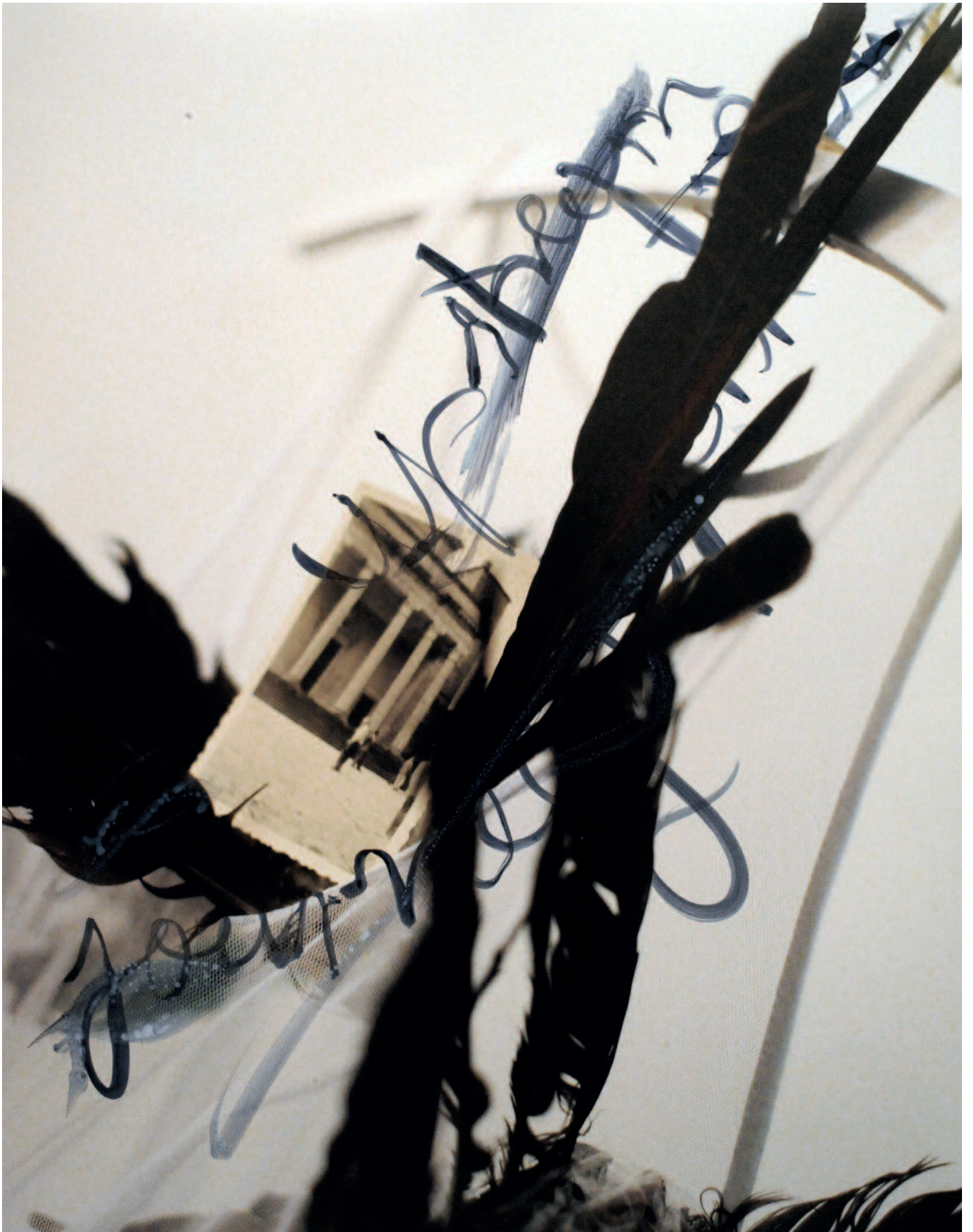
In diesem Moment spüre ich ihren furchtbaren Schmerz über den Verlust jenes Menschen, mit dem sie fast ihr gesamtes Leben geteilt hat und die ganze Tragik dieses Abschieds. Gleichzeitig ist aber auch die tiefe Liebe, die sie mit ihrem Mann verbindet, so greifbar nah.

Ich erahne etwas von dem Leid und den Freuden ihres langen Lebens und plötzlich fühle ich mich in meinem tiefsten Inneren mit ihr verbunden. Auch mir steigen Tränen in die Augen.

Schließlich verlasse ich die Wohnung, tauche wieder ein in mein eigenes Leben und lasse die Geschichte dieser Familie hinter mir.

Doch diesen kurzen Augenblick, in dem ich erleben durfte, wie das Du und das Ich eins wurden, den trage ich weiter in meinem Herzen.

Welch kostbares Geschenk!



## verzweifelt

«Ich möchte mit 48 Jahren nicht sterben. Das ist doch viel zu früh.» Verzweifelt sprudeln diese Sätze bei meinem ersten Besuch aus Herrn D. heraus. Er wird sie in den folgenden Wochen mehrmals wiederholen.

Gerade ist er aus dem Krankenhaus entlassen worden, seine Krebserkrankung ist weit fortgeschritten. Die starken Schmerzmittel ergänzt er mit Unmengen von Cannabis. Er ist sehr schwach, hat keinen Appetit mehr, aber noch Pläne. Seine Lebensgefährtin, Frau S., die um einiges älter ist als er, sitzt daneben, bereit, ihn bis zum Schluss zu Hause zu pflegen.

Mit zittrigen Händen raucht Herr D. einen Joint nach dem anderen, während ich mich mit meiner Kollegin vom Pflegedienst, mit ihm und seiner Lebensgefährtin unterhalte. Cannabis hätte ihm geholfen vom Alkohol und harten Drogen weg zu kommen. Um uns herum schwänzeln drei große Hunde, auf die sich Herr D. schon die ganze Zeit im Krankenhaus gefreut hat. Offensichtlich sind auch sie froh, ihr Herrchen wieder bei sich zu haben.

Nach einer Stunde verlassen wir leicht benebelt die Wohnung und atmen draußen erst einmal tief durch. Auch bei den nächsten Besuchen wird deutlich, wie verzweifelt Herr D. ist, wie tief die Verletzungen seines Lebens sitzen. So zeigt er mir in seinem Zimmer mehrere alte und kaputte Motorräder, die er reparieren wollte. Gerade haben Freunde noch ein Motorrad in den dritten Stock geschleppt, denn diese Reparatur will er unbedingt noch fertig stellen. Wie er sagt, um seinem Vater endlich zu beweisen, dass er auch mal was hinbekommt. Das Verhältnis zum Vater scheint äußerst angespannt zu sein, immer wieder berichtet er von traumatischen Erfahrungen seiner Kindheit. Offensichtlich sehnt er sich nach dem Besuch seines Vaters, der aber nicht mehr stattfinden wird. Bei meiner letzten Visite sitzt er im Rollstuhl am Schreibtisch und sortiert einen Berg von Papierschnipseln und alten vergilbten Fotos. Er erklärt mir, dass er nun Ordnung machen will, bevor er geht. Wenn ich das Zimmer betrachte, erscheint mir dies als Sisyphus-Aufgabe, aber für ihn ist es sehr wichtig. Diesmal raucht er keinen Joint, dazu ist er bereits zu schwach. Als mein Telefon klingelt und ich einem anderen Patienten mitteile, dass ich später zurückrufe, sagt er sofort, dass ich ruhig gehen kann, wenn ich zu tun habe.

Auch dies Ausdruck tiefer Verletzung, wieder spüre ich die Verzweiflung eines Menschen, der nach Liebe und Leben hungert und doch so früh gehen muss. Ich bleibe noch eine Weile bei ihm sitzen und seine Lebensgefährtin zeigt mir alte Fotos von ihnen. Auf den Bildern ist ein großer, sehr kräftiger Mann zu sehen im Garten ihrer Datscha im Umland von Berlin. Sie zeugen von glücklicheren Zeiten und es stimmt mich froh, dass es bei ihm auch diese Seite des Lebens gab. Offensichtlich hat Frau S. einen großen Anteil daran.

Zwei Tage später sitze ich mit ihr im Wohnzimmer. Herr D. ist in der Nacht zu Hause verstorben. Sie hat es geschafft, ihm diesen letzten Wunsch zu erfüllen. Sie erzählt mir von ihm, von ihrer Beziehung, die ihn wohl die letzten 16 Jahre hindurch getragen hat. Sie hatte versucht zu vermitteln zwischen ihm und dem Vater und zwischen ihm und seiner Tochter. Auch diese Beziehung war äußerst schwierig und so kam auch die Tochter nicht mehr zum Sterbebett ihres Vaters.

Frau S. sitzt auf dem Sofa, erzählt ganz ruhig von ihren gescheiterten Versuchen, Versöhnung herbeizuführen. Ich spüre keine Bitterkeit dem Vater oder der Tochter gegenüber, eher Verständnis und Mitleid. Sicherlich war auch Herr D. nicht einfach, aber seine Lebensgefährtin hatte die Gabe, etwas in ihm zu sehen, was für andere nicht so offensichtlich war.



white wings

## zufrieden

«Meinen Geburtstag werde ich wohl nicht mehr erleben?» Die Frage von Herrn B. trifft mich völlig unvorbereitet, als ich nach dem Hausbesuch schon am Rausgehen bin. Ich hatte mich bereits von ihm und seiner Frau verabschiedet, nachdem ich seinen Verband gewechselt und wie ich dachte alles besprochen hatte. Vorgestern hatten er und seine Frau ihre Goldene Hochzeit gefeiert, zwar nur im kleinen Kreis, aber sie waren in ein Restaurant gefahren, Herr B. hatte eine Suppe gegessen, den Tag genossen und alles sehr gut überstanden. Und nun diese Frage.

Seit einigen Monaten besuchte ich ihn einmal pro Woche und bisher standen seine Wunden an den Fersen im Vordergrund. Andere Symptome seiner Krebserkrankung waren mit minimaler medikamentöser Therapie gut im Griff und bisher gar kein Thema. Wenn ich ihn besuchte, erwartete mich immer das gleiche Bild. Herr B. liegt im Wohnzimmer auf der Couch und strahlt mich an, begrüßt mich mit «Frau Doktor» gefolgt von einem lockeren Spruch nach dem Motto: «Na, heute scheint die Sonne, da haben Sie gestern wohl alles aufgegessen». Dann streckt er mir die Füße mit seinen Verbänden zum Wechseln entgegen und freut sich jedes Mal, wenn ich mit der Wundheilung zufrieden bin. An Geduld scheint es ihm nie zu mangeln. Anschließend setze ich mich noch zu ihm und seiner Frau und wir unterhalten uns über den Couchtisch hinweg. Sie erzählen von der Familie, wie seine Frau ihn pflegt, was er isst und was nicht. Dabei herrscht immer eine entspannte, humorvolle Atmosphäre. Mal beschwert sich Frau B. augenzwinkernd über ihren Mann, mal Herr B. über seine Frau. Auch heute wurde viel von der Feier berichtet und so verblüfft mich diese ernste Frage von Herrn B., zumal er bisher über ein Fortschreiten seiner Krebserkrankung nicht geklagt hat. So frage ich nur, wann er Geburtstag hat und sage, dass es ja gar nicht mehr so lange hin sei. Als ich im Treppenhaus bin, klingt die Frage aber nach und ich denke, dass Herr B. wohl ahnt, dass er seinen Geburtstag in sechs Wochen nicht mehr erleben wird. Ich nehme mir vor, beim nächsten Mal das Thema nochmals anzusprechen. Bei diesem Gespräch wird dann deutlich, dass sich seine Frau einen Hospizplatz für ihren Mann wünscht, sobald er nicht mehr alleine aufstehen kann. Er wird immer schwächer und sein Appetit lässt nach. Ich melde ihn also im Hospiz an, denke aber, dass ich seine Frau und Familie so einschätze, dass sie das auch gut zu Hause hinbekommen würden. In der nächsten Woche geht es ihm plötzlich merklich schlechter. Er kann nicht mehr zur Toilette gehen. Seine Frau fährt ihn im Rollstuhl, aber selbst das Aufstehen von der Couch fällt ihm schwer. Ich bestelle ein Pflegebett, erkläre, dass im Hospiz kein Zimmer frei ist und man etwas Geduld haben muss. Das ist für seine Frau auch in Ordnung.

Sie meistert die Herausforderungen bisher sehr gut. Der Sohn ist Altenpfleger und kommt nun öfters zu Besuch, hilft beim Umstellen der Möbel. Erfreulicherweise wird das Bett sehr schnell geliefert, was eine große Erleichterung für Frau B. bedeutet. Beim nächsten Besuch liegt Herr B. an der gleichen Stelle, nur statt auf der Couch nun im Pflegebett. Deutlich geschwächt, lächelt er mich an, begrüßt mich freudig mit «Frau Doktor». Wir wiederholen unser Ritual des Verbandwechsels und des Gesprächs um den Couchtisch, nur nimmt Herr B. diesmal weniger aktiv an der Unterhaltung teil. Offensichtlich ist er erschöpft, strahlt aber immer noch Zufriedenheit aus, kein Wort des Klagens, dass er nun nicht mehr aufstehen, nichts mehr essen kann, kommt über seine Lippen.

Auch seine Frau jammert nicht, sie nimmt die Situation so wie sie ist, kommt damit gut klar. Ich verabschiede mich bis zur nächsten Woche. Einen Tag vor dem geplanten Besuchstermin ruft mich sein Sohn an. Ganz ruhig teilt er mir mit, dass sein Vater nun im Sterben liege, Schmerztabletten nicht mehr einnehmen könne und deshalb Morphin als Spritze benötige. Ich fahre gleich hin, rechne damit, dass mich Herr B. nicht mehr erkennt.

Im Wohnzimmer ist die ganze Familie versammelt. Alle strahlen eine Ruhe und Selbstverständlichkeit aus, dem Sterbenden nahe zu sein. Frau B. sitzt mit ihren Enkelinnen auf dem Sofa, der Sohn steht am Bett seines Vaters, der dort still mit geschlossenen Augen liegt. Herr B. war schon immer ein kleiner, eher zierlicher Mann, doch jetzt wirkt er noch zerbrechlicher, nur noch ein Hauch von einem Menschen, bereits an der Schwelle zum Jenseits.

Doch als ich mich ihm nähere und ihn anspreche, öffnet er die Augen und lächelt mich mit einem «Frau Doktor» auf den Lippen an. Er scheint Schmerzen zu haben und so spritze ich ihm Morphin. Nachdem die Spritze gewirkt hat, nehme ich seine Hand und verabschiede mich. Dankbarkeit erfüllt mich, diesen kostbaren Augenblick des Abschieds erleben zu dürfen.

Vier Stunden später ruft mich sein Sohn erneut an, um mir mitzuteilen, dass Herr B. friedlich eingeschlafen ist, zwei Wochen vor seinem Geburtstag.

## Biografien

### *Dr. Marlies Reulecke*

1961 in Berlin geboren, Fachärztin für Chirurgie und Palliativmedizin, Master of Science in Internationaler Gesundheit. Tätigkeit als Ärztin an verschiedenen Orten in Großbritannien und Deutschland, von 1992 bis 2000 im Niger.

2007-2018 Referentin für Public Health am Missionsärztlichen Institut Würzburg mit Reisetätigkeit in verschiedenen Ländern Afrikas.

Seit 2018 Palliativärztin in Berlin.

### Publikationen:

Lebensrealitäten in den Blick nehmen - Mutter-Kind-Gesundheit in Afrika als Herausforderung für die Kirche. Herder Korrespondenz Heft 4 / 2014.

Katalog zur Wanderausstellung berührt. Missionsärztliches Institut Würzburg, Juni 2017.

Lebensfreude, Fürsorge, Würde - Standhalten in widrigen Umständen. Benediktinische Zeitschrift Erbe und Auftrag - Monastische Welt Heft 3 / 2020.

2014 entstehen erste Geschichten.

### *Jens Reulecke*

1960 in Berlin geboren, 1980 bis 1986 Hochschule der Künste Berlin: Studiengang Bildende Kunst (Malerei), 1985 Meister-schüler bei Prof. Hirsig.

Aufenthalte in Wigan, London und Schottland von 1988 bis 1990, Aufenthalt im Niger von 1992 bis 2000.

Zahlreiche Ausstellungen und Projekte u.a. Deutschland, Schweden, New York, Paris, London, Liverpool, Glasgow, China, Istanbul, Südkorea, Afrika und der Schweiz.

Seit 2009 Lehrtätigkeit/Projekt- Partizipation an verschiedenen Universitäten/Hochschulen in Deutschland, China, USA.

Seit 2012 Mitglied im Verein Berliner Künstler, lebt und arbeitet in Berlin.

### Aktuelle Arbeitsbereiche:

Performance, Installation und Fotografie.

[www.jensreulecke.com](http://www.jensreulecke.com)

## Impressum

Herausgeber **KUNSTVEREIN** SCHIEDER-SCHWALENBERG E.V.  
[www.kunstverein-schieder-schwalenberg.de](http://www.kunstverein-schieder-schwalenberg.de)

Gestaltung Ernst Ehlert, Schwalenberg

Bildrechte  
Jens Reulecke

Gesamtherstellung  
KRAUTin, Steinmetzstraße 4, 10783 Berlin  
[www.krautin.com](http://www.krautin.com)

Gedruckt in Dänemark

1. Auflage 1000 Exemplare  
© 2020. Die Autor\*innen. Alle Rechte vorbehalten.  
Abdruck (auch auszugsweise) nur mit Genehmigung der Autor\*innen.  
© der Bildmotive: Jens Reulecke, aus der Serie ›im Inneren einer Stille‹, 80 x 60 cm,  
Retuschierfarbe auf Digitalfotografie, 2019, [www.jensreulecke.com](http://www.jensreulecke.com)

ISBN 978-3-96703-018-1

Der Katalog erscheint anlässlich der Ausstellung  
›pictura & poesia‹ Augenblicke — von Leben und Sterben  
27. September bis 9. November 2020  
Galerie Haus Bachrach  
Marktstraße 5, 32816 Schwalenberg

Mit freundlicher Unterstützung von







überrascht

lächelnd

bunt

umsorgt

hilflos

lebensfroh

autonom

solidarisch

willensstark

tränenreich

verbunden

verzweifelt

zufrieden